

K R I S H A
K O P S

D A S
E W I G E
R A U S C H E N

ROMAN

 A R C H E

RAJDHANIEXPRESSWIND

Als Ramu geboren wird, ziehen Tausende rote Pferde Wind Vāyu mit seinem leuchtenden Wagen durch den Himmel. Blitzlicht zuckt über Sri Devis schmerzverzerrtes Gesicht, Donner nach Donner stiehlt ihr ihre Schreie. Regen tritt durch Fenster- und Türritzen, mischt sich mit Fruchtwasser, Blut und sonstigen Flüssigkeiten. In dem Moment, als Vāyu auch die letzte Kerze ausbläst, kommt Ramu auf die Welt, in vollkommener Dunkelheit, erst still, dann mit einem Schrei, der jedweden Donner vertreibt. Einem Schrei, der den Rest seines Lebens nachhallen wird. Warum er denn so schreit?, frage ich die Winde. Nach kurzer Flaute hebt Wind Rudra an und erklärt, dass in Ramu etwas von Dṛḍhasyu, dem Sohn eines Weisen und einer betörenden Philosophin, stecke. Wie Dṛḍhasyu die Veden zitierte, als er zur Welt kam, da er sie durch seine immerzu rezitierenden Eltern bereits im Mutterleib vernahm, brüllt Ramu bei seiner Geburt die Schreie, die er von seinen Eltern nur allzu gut kennt. Hätte Anand Sri Devi nicht daran erinnert, dass es der Name eines Dämons sei, hätte sie ihn fast Rāvaṇa genannt, was nichts anderes als Schrei heißt.

So schreit Ramu die Grimassen schneidenden Affen an, wenn sie ihm die Nüsse aus der Hand klauen, schreit, wenn er Lassi oder Chai will, schreit auf dem Kricketfeld, schreit einfach so. Nur wenn Ramu und sein älterer Bruder Ravi auf dem Hausdach sitzen wie zwei Vögel auf meinen Ästen, ist er ganz still. Dann baumeln zwei kurze neben zwei

längeren Beinen vom Dach, und Ramu hört seinem Bruder zu, wie er bedacht spricht, in die Sterne deutet und ihm das Universum erklärt: Rey Tammuðu, hey, willst du die zwei wichtigsten Dinge wissen, die man vom Nachthimmel erfahren kann?

Ramu nickt; während sein Kinn sich nach unten bewegt, wandern seine Augen nach oben.

Weißt du, dass es in unserem Universum Hunderte Millionen von Galaxien gibt? Und allein in unserer Heimatgalaxie, der Milchstraße, gibt es Hunderte Millionen Sterne. Wenn du merkst, dass du übermütig wirst – hörst du Rey Tammuðu? –, wenn du denkst, du wärst besser, schöner, schlauer oder was auch immer, dann ... dann schau in die Sterne. Merkst du, wie klein und unbedeutend du dir jetzt vorkommst?

Ramu nickt.

Wir sind nichts im Vergleich zu all dem da oben, fährt Ravi fort. Die Alten sagen, die Sterne sind Seher, Krieger und Könige, die sich ihren Platz am Himmel erobert haben. Das ist Unsinn. Weißt du, dass Sterne eigentlich nichts anderes sind als ein Leuchten eines Planeten, der schon nicht mehr ist?

Ramu schüttelt den Kopf.

Unsere Erinnerungen sind nichts anderes. Sie sind ein übrig gebliebenes Licht von etwas, das nicht mehr existiert. Ich wünsche mir von dir, dass du irgendwann einmal in die Sterne schaut und dich an mich erinnerst. Ja? Versprichst du mir das?

Ramu nickt.

Plötzlich schnellt Ravis Hand in den Himmel, greift nach etwas, zieht es sogleich an sich, bevor er seine Hände ganz

nah an sein Gesicht hält, sie etwas öffnet und mit einem Auge in die Öffnung hineinlinst.

Was hast du da? Was hast du da?, fragt Ramu, seine Beine jetzt noch stärker baumelnd.

Sieh selbst, sagt Ravi und streckt ihm seine Hände entgegen. Es ist eine Sternschnuppe. Ich habe sie gefangen. Kannst du sie sehen, Rey Tammuðu?

Ramu schließt das eine Auge, presst das andere gegen die Öffnung in Ravis Händen und sagt: Jaaaaa. Ich kann sie sehen. Ja. Sie leuchtet. Sie funkelt wie wild.

Ich habe sie für dich gefangen. Du kannst sie behalten.

Ravi zählt gerne Sterne und kennt die meisten ihrer Namen sowie die der Sternbilder, die sie gemeinsam zeichnen. Aber er weiß mehr als nur die Namen von Orion, dem Antilopenkopf, und dessen Jäger Rudra, den man in Sirius wiederfindet. Er weiß, warum meine Blätter grün sind und meine Wurzeln nach unten wachsen, weiß, warum keiner stirbt, wenn die indischen Soldaten einundzwanzig Salutsalven in den Himmel schießen und diese wieder auf die Erde regnen.

Ravi weiß so viel, dass er in der Schule immer einen Kopf kleiner ist als seine Klassenkameraden.

Ramu will wie sein älterer Bruder Ravi sein, so klug, so geliebt, und er ist ein wenig wie er, hat die gleichen Locken, die vollen Lippen, die großen dunklen, von Sri Devi vererbten Kuhaugen. Wenn sein Bruder in einem Buch liest, tut auch er so, als ob, schaut angestrengt, blättert um, wenn sein Bruder umblättert, bis ihm seine Schwester Dipa das Buch richtig rum dreht. Rückt Ravi mit seinem Zeigefinger seine Brille zurecht, tut es ihm Ramu mit seiner imaginären gleich. Ramu läuft seinem Bruder hinterher, ahmt seinen

schlaksigen Gang nach, versucht, genauso große Schritte zu gehen wie er. Nur diesen traurigen Blick, der seinem Bruder trotz seines Lachens im Gesicht steht, kann er nicht nachmachen, egal, wie sehr er sich bemüht.

Du bist wie dein Großvater, du kannst lachen und weinen zugleich, sagt Sri Devi zu ihrem ältesten Sohn.

Nur warum, das weiß keiner, nicht einmal die Winde, die zuweilen das Gefühl haben, Ravi würde sie besser kennen als sie ihn, so sehr, wie er sie auf dem Hausdach bei bedecktem Himmel studiert. Wenn Anand alle in seinem weißen Ambassador zu den Tomatenfeldern mitnimmt, darf Ravi meistens vorne sitzen. Sri Devi gibt ihm immer den ersten und letzten Chapati, Anand bekommt den zweiten, Ramu den dritten und seine Schwester Dipa den vierten.

Ramu tut so, als sei es ihm egal. Wenn er sich doch ärgert, oder ihm zum Schreien zumute ist, schaut er in die Sterne und redet sich ein, nicht übermütig zu werden. Er verbringt die meiste Zeit bald ohnehin in der Schule, zwar nicht in der Klasse, aber in der Schulbibliothek, unter dem Banyanbaum im Schulhof oder auf dem Spielfeld dahinter.

Die Lehrer mögen ihn nicht besonders, weisen ihm oft mit dem Zeigestab den Weg nach draußen. Er sei zu laut, zu aufmüpfig, heißt es. Außerdem würde er Fragen stellen, die Schüler besser für sich behalten sollten, Fragen, die seine Hände mit roten Striemen überziehen. Fragen, die nur Ravi beantworten kann, nicht aber die Lehrer.

In der Bibliothek wendet Ramu die Seiten der Bücher allmählich genauso behände wie sein Bruder, streichelt beim Lesen wie dieser mit seinen Fingern die Zeilen, blickt wie er mit einer angehobenen Augenbraue auf die Worte herunter. Wenn ihn keiner sieht, verschlingt er die Bücher gar, isst sie

auf von vorne bis hinten. Neben Physik-, Mathematik- und Chemiebüchern vor allem die englischsprachigen. Er zerreißt das Papier, Stück für Stück, schluckt dann Worte, Sätze, längst vergangene Gedanken und kaut auf den Einbänden herum. Manchmal goutiert er die einzelnen Wrter, zerlegt eine Vokabel wie an-te-di-lu-vi-an in ihre einzelnen Silben, hebt sie an der einen oder anderen Stelle an und schmeckt ihren Klang, bevor er auch sie verdaut.

Weder kann sich der Bibliothekar erklären, warum seine Bibliothek schrumpft, noch hat Sri Devi die leiseste Ahnung, weshalb ihr jüngster Sohn in diesen Jahren so oft an Magenschmerzen leidet.

Die Gttingin der Sprache wartet in Ramus Rachen, während sie gelegentlich ihren Wortzauber für einen Lichtstrahl der Welt eintauscht. Nur wenn Ramu auf der Toilette sitzt, versteckt sie sich wieder in seinem Innersten, denn auch dort liest er am liebsten das *Oxford Dictionary*, vergisst die Zeit und blockiert das Bad nicht selten zwanzig, dreißig Minuten lang.

Wenn Anand endlich sein Geschäft verrichten darf, das Wasser aber wieder einmal nicht läuft, würde er am liebsten die Seiten des Wörterbuchs rausreien und als Toilettenpapier benutzen. Es ist nicht allein das Warten, das ihm Falten auf die Stirn treibt, sondern auch die Erkenntnis, dass seine Söhne in einer Geheimsprache sprechen, einem Englisch, das er selbst kaum zu verstehen vermag, mit all diesen hochgestochenen Begriffen wie meretricious, pulchritudinous und impecunious. Wenn Ravi und Ramu so reden, recken sie ihre Nasen in die Höhe und versuchen sich in einem britischen Akzent, bis sie lachen müssen.

Was Ravi seinem jüngeren Bruder Ramu beibringt, gibt

der an seine Freunde und Mitschüler weiter, wenn er im Schulhof unter dem Banyanbaum sitzt. Die Feige ist kleiner als die in der Stadtmitte, kleiner als ich, und doch groß genug, dass ihr Schatten über den ganzen Schulhof fällt. Ihre wippenden Zweige winken die Kinder in der Mittagspause zu sich herbei. Wie Kṛṣṇa einst unter mir stand und die Weisheiten des heiligen Sangs verkündete, sitzt Ramu dann wie ein Yogi im Schneidersitz unter diesem Baum und berichtet von seinen. Obwohl ich auf Ramus Haut kein rindiges Mal erkennen kann, bin ich mir nicht sicher, ob bereits er etwas von diesem Baum in sich aufnimmt und es seinem zukünftigen Sohn mitgibt, diesem Jungen, der mit dem aus Kork und Bast geflochtenen Fleck auf der Haut geboren werden soll.

Die Winde rauschen durch die Baumkrone, Sonnenstrahlen zwängen sich durch Blätter, und Ramu erzählt und erzählt. Er mag das Vibrieren seiner Stimmbänder, den Klang seiner Stimme, besonders, wenn er sie anhebt, um auch die Jungen in den letzten Reihen zu erreichen. Am liebsten hören sie Ramu zu, wenn er über Mädchen und ihre Brüste spricht. Er teilt sie in Früchte ein.

Was sind die großen Busen?, fragt ein Junge mit geschorenen Haaren in der ersten Reihe.

Nur Jackfrucht, antwortet Ramu.

Und die nicht ganz so großen, aber immer noch großen? Die, die man an den Statuen sehen kann?

Nur Mangos, antwortet Ramu, ohne zu zögern.

Und die kleinen?, fragt eine zaghafte Stimme aus den hinteren Reihen, die Ramu nicht genau verorten kann.

Er überlegt kurz, hebt dann seine Stimme an und sagt: Belaf Früchte. Manche sind aber auch Breiäpfel.

Und die, die keine haben?, fragt dieselbe verhuschte Stimme, die Ramu diesmal einem kleinen, zaghaften, in der letzten Reihe sitzenden Jungen zuordnen kann.

Die, die keine haben, mussten sie an Śiva opfern. Aber wir sind alle ein bisschen Mädchen, die ihre Brüste an Śiva gegeben haben. Weil sonst hätten wir keine Brustwarzen.

Den Jungen vergeht das Lachen erst, wenn die Lehrer auf den Schulhof gelaufen kommen, die Kinder mit ihren Zeigestäben zurück in die Klassenzimmer scheuchen und rufen, dass die Pause schon längst vorbei sei.

Ramu jedoch bleibt seelenruhig im Schatten der Banyan-Feige sitzen und meditiert über Brüste.

Das Feld hinter der Schule ist in der Regenzeit ein kleiner See, an den sich manchmal Kormorane oder Graureiher verirren. Sobald sich die Wolken aber nicht mehr türmen, fliegen die ersten Cricketbälle über die verbleibenden Pfützen. Sie nennen Ramu Rajdhani-Express, so schnell läuft er zwischen den improvisierten Wickets aus geklauten Tempelsteinen hin und her, sein Rufen wie das Tuten der Bahn.

Manchmal holt Ravi ihn von dort ab und sagt etwas wie: Du hast Anands Beine. Deswegen bist du so schnell. Sie sind dünn. Sie bieten keinen Luftwiderstand.

Aerodynamic, sagt Ramu in einem britischen Akzent, und beide lachen.

Vielleicht wirst du eines Tages für Indien Cricket spielen, Rey Tammuḍu, sagt Ravi.

Nein, ich will lieber so werden wie du.

Wie ich? Wie bin ich denn?

Ramu überlegt. So wie du halt bist.

Das letzte Mal sieht Ramu seinen Bruder auf den Reisfeldern hinter dem Haus. Sie übernachteten dort, um mit den ersten Sonnenstrahlen und dem letzten Tau die von den Bäumen fallenden Mangos einzusammeln, bevor es die Affen tun. Mangos, so groß, man könnte sie fast mit der Sonne verwechseln, so schmackhaft, dass Ravi und Ramu manchmal darum kämpfen müssen, nicht nur gegen die Affen, sondern gegen andere Kinder und den König von Kāśī, der dafür seine ganze Armee entsendet.

Du musst viele Mangos essen, wenn ich nicht da bin, sagt Ravi. Hörst du, Rey Tammuḍu?

Warum?, fragt Ramu, während er an einer Mangoschale entlangnagt.

Weil sie die Früchte der Weisheit sind. Was glaubst du denn, warum ich so viel weiß?

Heimat ist süß, ist das Letzte, was Ravi in Ramus Erinnerungen mit einem glitschigen Mangokern zwischen den Fingern sagt, bevor Ravi nach Bombay aufbricht, um dort als Jüngster in der Geschichte für die Indian Space Research Organization zu arbeiten.

SCHÜRZENSCHLEIFENWIND

Stummelbart blickt noch immer mit steifer Miene in die Ferne und lässt seinen Krieg bis auf Lonis Insel Rügen schwappen. Eine Matrosenmütze nach der anderen wird Loni vor die Füße gespült, aber auch eine Porzellanente, die einst der Tochter der Untermieter gehörte. Eines Tages war das Mädchen mit seinen Eltern und all den anderen auf einem Boot Richtung Dänemark geflüchtet. Die Junker dröhnten über ihren Köpfen, warfen ihre Bomben, und die Flüchtlinge verbrannten oder ertranken.

Nur die Ente nicht.

Loni ist immer eifersüchtig auf das Mädchen gewesen, wollte ihre blonden Locken genauso wie ihre Ente haben. Am Tag ihres Strandfunds aber schneidet sich Loni einen kurzen, einen zu kurzen schiefen Pony und wirft die Ente so weit sie kann zurück ins Meer.

Das Meer schweigt. Die Porzellanente schwimmt zurück ans Ufer.

Der Krieg flimmert. Er ist das Kerzenlicht, das nachts statt der Glühbirnen leuchtet, wenn die Sirenen des Fliegeralarms läuten, das zittert, wenn die Bomben detonieren. Sei tapfer, sagt Stummelbart immerzu. Sei tapfer. Der Krieg nimmt Anflug mit einem Tiefflieger, wenn sich Loni unter einem Leiterwagen versteckt, während ihre Füße rauschauen, und sie sich das erste Mal in ihrem Leben wünscht, dass ihre Beine nicht mehr wachsen.

Der Krieg verfolgt sie, wenn sie vor den Bomben zu den

Höhlen an den Ufern fliehen. Nur einer Bombe entgehen sie nicht, obwohl – als sie einschlägt, die Kerze kurz zittert, dann ausgeht – alle denken, sie würden mit dem Schock davonkommen. Nur die Winde ahnen, dass dieser Schock, der Lonis älteren Bruder Hans-Dieter im Hals stecken bleibt, etwas in seiner Bauchspeicheldrüse zerstört.

Manche tragen Verletzungen davon, ohne jemals getroffen zu werden.

Dass unsichtbare Verletzungen die schmerzhaftesten sind, weiß auch Bodo, für den der Krieg in Form eines Briefs mit einem Adler und einem Hakenkreuz kommt. Als er ihn liest, zittern seine Hände, seine Knie geben nach, er sinkt zu Boden und lässt das Papier fallen. Er will nicht in den Krieg, denn dort drüben, auf der anderen Seite, stehen ihm doch seine Menschenbrüder gegenüber, die anderen Zweige und Äste des Baums. Vielleicht will er auch ein wenig deshalb nicht in den Krieg, weil er die Uniformen schlecht geschnitten und das Essen bescheiden findet.

Dann erscheint ihm Kṛṣṇa, der blaue Gott, der diesmal keine Flöte, sondern ein Muschelhorn hält und ihn unterrichtet, dass Bodo niemanden töten werde, vielleicht ihre Körper, nicht aber ihre Seelen, denn die seien unsterblich. Ohnehin sei das Schicksal dieser Männer bereits bestimmt, Bodo würde nur Befehle ausführen. Das ist dein Dharma, sagt Kṛṣṇa.

Bodo weiß nicht, was das sein soll, dieses Dharma. Dein unausweichliches Karma, fügt Kṛṣṇa hinzu, und Bodo hat noch immer nicht die geringste Ahnung, von was der Gott spricht, glaubt, er habe sich in der Mythologie geirrt. Als Hitler das schließlich nicht mehr mitanschauen kann, steigt er aus dem Bilderrahmen, sagt fürs Vaterland und schubst Bodo durch die Tür.

Bodo reiht sich also ein, marschiert in Reih und Glied in den Krieg, um etwas zu finden, Stolz, Ehre, Vergangenheit, Blut und Boden, oder was auch immer sie einem versprechen. Aber Bodo kommt niemals im Krieg an. Der Krieg kommt stattdessen zu ihm, auf halbem Weg, bevor er überhaupt die Westfront erreicht, wird sein von Kṛṣṇa gelenkter Streitwagen in die Luft gesprengt. Oder ist es doch eine Eisenbahnbrücke in Frankreich, die er mit dem Zug überquert? Gerade als Bodo die Grießsuppe herunterzwingt und sich fragt, ob Stettin nun deutsch oder polnisch sein wird und ob Elsass-Lothringen ... fliegen ihm die Suppe und seine Gedanken um die Ohren.

Gefunden haben sie dort nichts, dafür etwas verloren, manche ihr Leben oder ihre Gliedmaßen, andere ihre Kriegerromantik. Bodo verliert ein Stück Schädel und mit ihm seine Geschichten, sein Leuchten, seine Menschlichkeit, ja sich selbst. Er liegt im Lazarett, im Limbus, im Zwischen-Sein von Leben und Tod, und sie schreiben einen Brief an Marta, dass er nicht mehr zurückkehren wird.

Auf den Umschlag stempelt man einen Adler mit einem Hakenkreuz.

Bodos Körper liegt unter einem weißen Leinentuch neben lauter anderen. Sechs Tücher links neben ihm, vier rechts, eine Reihe unter und drei Reihen über ihm. Es ist still, nichts regt sich, nur das Licht zuckt, geht kurz aus. Bodos Tuch bewegt sich. Wieder. Und wieder. Dann ein Räuspern, ein Keuchen. Eine Hand taucht unter dem Tuch hervor. Dann wieder Stille. Totenstille. Plötzlich richtet sich Bodos Oberkörper mit dem Leichentuch auf und verharrt so bewegungslos. Der Krankenpfleger, welcher in diesem Moment den Raum betritt, glaubt einen Augenblick lang, einen

Geist zu sehen, dabei wird Bodo in diesem Moment nur als jemand anderes wiedergeboren. Er ist ein Avatāra, ein Hinuntergestiegener, doch weiß keiner der Winde, welche Seele hinabfällt, in ihn hinein. Alles, was die Winde beteuern, ist, dass er Schlechtes in seinem vorherigen Leben getan haben muss, dass er sich glücklich schätzen kann, nicht als Ratte oder Ähnliches zu reinkarnieren. Ich aber schließe die Poren meiner Blätter und ziehe ihre Worte in Zweifel, glaube, dass Kṛṣṇa ihn womöglich wiederbelebt hat.

Eines der wenigen Dinge, die den alten und den neuen Bodo verbinden, ist die Suche, die weitergeht, sobald er zu Hause ankommt. Er sucht, wenn er an die Wand starrt, sucht auf dem Boden der Schnapsflasche, die er durchsichtig trinkt. Er sucht nachts, wenn er im Zimmer seiner Tochter und seiner Söhne steht und sie fragt, wo sich seine Kinder befänden, denn sie seien es sicher nicht. Tags, wenn der Dreiradwagen mit der Kinoleinwand einmal im Monat vorbeischaufelt und Bodo seine Kinder hinhält, ihnen einen Besuch dann doch untersagt, sie stattdessen zum Holzstapel schickt.

Er sucht mit der flachen Hand bei seiner Marta, manchmal sogar bei seinen Kindern. Marta trägt jetzt selbst an den heißen Tagen lange Ärmel, auch Kragen, ihren Dutt fester gebunden und ihr Blick hektischer als je zuvor. Auf ihrem Gesicht schichtet sich das immer rarer werdende Schminkepuder. Sie merkt, wie ihr Hass, der einst zu Liebe wurde, einmal mehr zu Hass verkommt.

Sie wartet, dass ihr Mann aus dem Krieg zurückkehrt, und versucht es in der Zwischenzeit mit dem Mann auszuhalten, der stattdessen in ihrem Bett liegt. Wenn er es denn überhaupt tut und nicht mit seinen langen adrigen Fingern

unter den Schürzen anderer Frauen nach dem sucht, was er immer noch nicht gefunden hat. Schürzen mit leicht gebundenen Schleifen von Bedienungen, die im Restaurant seines Gasthofs arbeiten.

Loni und ihre Brüder suchen den Mann, der den Weihnachtsbaum immer so schön dekoriert hat, mit den Kerzen, dem Lametta und den Christbaumkugeln. Der ihnen sagte, du, Püppilein, bekommst ein Büsccehhh, und du bekommst ein Schpppprr, bevor er im Weihnachtszimmer verschwand und mit den Geschenken derart raschelte, dass sich Loni vor Aufregung fast in die Hose machte. Der Mann mit dem Leuchten, das immer dann aufstrahlte, wenn er ihnen Dinge versprach, wie dass sie eines Tages eine große Reise machen würden, weit über den Bodden hinweg, ja weiter als Hiddensee und Stralsund.

Loni sucht den Vater, der ihr dieses schöne rosafarbene Kleid mit dem Umhang nähte.

Das is' 'n Zauberumhang, sagte Bodo ihr einmal vor dem Krieg. Püppilein, wenn du ihn vor dein Gesicht hältst, wirst du unsichtbar. Dann kann dich niemand mehr sehen.

Als Lonis Schulfreundin einmal einen von Bodos Ringen trägt, behauptet die Freundin, sie habe ihn von ihrer Mutter. Loni weiß, von wem die Mutter ihrer Freundin ihn hat, verrät aber nichts, weder ihrer Freundin noch Marta. Stattdessen verlässt sie in der Mittagspause unbemerkt die Schule und läuft, läuft so schnell sie kann, ohne am Erdbeerfeld zu stoppen, ein blonder, flitzender Schopf, der im Rapsfeld schwimmt, verschwindet, wiederauftaucht und nochmals verschwindet, sobald sie zu Hause ankommt und sich ihren Zauberumhang über den Kopf zieht.

Indessen führt Bodos Suche ihn in die Schlafzimmer jun-

ger Männer. Erst greifen seine beringten Finger ihre Schultern, dann stellen sie einen Schnaps auf den Tresen, noch einen und noch einen, bis sie schließlich unter der Theke verschwinden. Später knöpfen sie Hemden, schnallen Gürtel, ziehen Reisverschlüsse auf und suchen weiter, tiefer, hektischer. Obwohl Martas rastlosem Blick nichts entgeht, gibt es Dinge, die sie nicht sieht, weil sie weiß, wann es an der Zeit ist, ihre Augen zu schließen.

Etwa wenn Bodos Mund in anderen Mündern sucht, an Wangen, an Ohrläppchen und in -muscheln, mit einer Zunge, die gespalten ist wie die der Schlangen, da sie sich schleckend nach dem Trank der Unsterblichkeit entzweite. Eine Zunge, die scheinbar überall hingelangt und endlos ist, einen einmal, zwei- oder dreimal umschlingt, bis man ihr nicht mehr entweichen kann.

Bodo stand schon immer wie ein Mann und ging wie eine Frau, starrte wie ein Junge und blinzelte wie ein Mädchen. Er war wie meine Blüten, mal weiblich, mal männlich, manchmal gar geschlechtslos oder doch alle Geschlechter in einem. Bodo, der heimlich in immer buntere Socken schlüpft, Ringe mit Glassteinen trägt und Initialen in seine Anzüge näht. Die gleichen Anzüge, die er zerknautscht, wenn er darin einschläft, die miefen, wenn er sich am dritten Tag in Folge nicht duscht.

Bodo, dessen Suche noch nicht einmal im Gefängnis endet.

FISCHERNETZWIND

Ramu wird niemals wie sein Bruder Ravi sein, dafür gibt es aber irgendwann zwei Ramus. Der eine Ramu schläft am liebsten tags, der andere nachts. Der eine tut nichts lieber, als zu schreien, während der andere die Stille genießt. Einer will immer nur fort, der andere ist glücklich, wo er ist. Dieser ist beim Cricket am liebsten Batsman, jener Bowler. Ersterer träumt, ein König zu sein, Letzterer blickt in die Sterne.

Bereits im frühen Kindesalter besorgt man Ramu einen zweiten Pass. Wind Vāyu behauptet, damit jeder der Ramus einen Ausweis habe, Wind Rudra hingegen schüttelt seine fünf Köpfe, meint, man habe ihn früher einschulen wollen. Der eine Ramu wurde im Dezember geboren, der andere im Januar. Auf dem einen Foto, dem älteren, wirkt Ramu dunkler, hat beinahe schwarze Iriden, die seine Pupillen riesig wirken lassen. Sein Blick ist finster, seine Miene von Zorn verzogen. Auf dem anderen Foto, dem jüngeren, wirkt er nahezu freundlich, seine Iriden sind braun, fast hell. Vielleicht hat der Fotograf das Bild verändert. Liegen die zwei Pässe nebeneinander, wenden sich die Blicke der auf den beiden Fotos abgebildeten Ramus einander zu und beäugen sich mit Argwohn.

Es ist der ruhige Ramu, der spurlos verschwindet, als die Familie erfährt, dass Ravi gestorben ist. Alle dachten, er würde früher oder später aus Mumbai wiederkehren. Wer will schon so weit weg wohnen, in einer Millionenstadt,

gebaut auf Schlamm, zwischen Fischgeruch und ersticken- den Straßen, wenn er in und unter dem Banyanbaum leben kann? Aber Ravi kommt nicht zurück.

Die Meereswinde erzählen sich, dass er eines Nachts begonnen hat, das Arabische Meer zu trinken, in großen Schlucken, ohne Pause, ohne zu atmen. Warum? Darüber sind sich die Winde uneins. Vielleicht, weil er wie immer alles wissen wollte, er neugierig war, was sich am Grunde des Ozeans verbarg, Dämonen, der Feuergott Agni oder andere Geheimnisse. Vielleicht gibt es auch weitere Gründe, dunklere, die er mit sich in die Tiefe genommen hat, dorthin, wo die Winde nicht hingelangen. Oder es gibt keine Erklärung, und die Suche danach ist nur ein weiteres vergebliches Verlangen der Menschen.

Die Fischer erzählen, dass das Meer sich in jener Nacht immer weiter zurückgezogen habe, Schiffe stranden ließ auf Riffen oder feuchtem Meeressand zwischen zappelnden Fischen, Algen, Seeanemonen und dem Abfall der Stadt. Die Fischer nahmen es als ein Geschenk der Götter an und sammelten die hilflosen Fische ein, ehe das Wasser zu ihren Füßen langsam wieder stieg.

Doch kein Mensch ist in der Lage, einen ganzen Ozean zu trinken, außer er ist der Weise Agastya. Und weil Ravi das Meer nicht zu trinken vermochte, so erzählen es die Winde, trank das Meer Ravi und spuckte ihn am Strand von Juhu wieder aus, irgendwo zwischen kaputten Fischernetzen, Müll und Exkrementen. Aufgedunsen, seine Augen weit offen, als würde er noch immer zu den fernen Sternen blicken. Die Meereswinde erzählen sich, dass noch eine Woche nach Ravis Verschenden ein unbekannter Stern so kräftig und hell am Nachthimmel leuchtete, dass manch ein Fischer sich auf

hoher See verirrt, gar der ein oder andere über die Reling fiel, als er in den Himmel stierte.

Als Anand ihm vom Tod seines Bruders berichtet, schreit Ramu und wird den Rest seines Lebens nicht mehr wirklich damit aufhören. Es ist allerdings kein gewöhnlicher Schrei, denn in diesen Momenten gebiert sein Mund den Feuergott mit seinen flammenden Armen. Und so hinterlässt jeder dieser Schreie verbrannte Erde, versengte Luft, gar angekokelte Augenbrauen, wenn man zu nahe steht.

Doch keinen interessiert das Schreien. Sri Devi nicht, sie steht in der Küche, versalzt den Teig mit ihren Tränen und knetet einen Chapati nach dem anderen für einen Sohn, der sie niemals essen wird. Jahrelang wird sie ihre Hand nicht mehr heben müssen, um ihr Lachen zu verbergen. Auch ihre Tochter Dipa interessiert Ramus Schreien nicht; sie hilft Sri Devi beim Kneten und traut sich nicht, ihre Mutter von der Arbeit abzubringen. Anand interessiert es nicht, weil er apathisch in einem Wippstuhl sitzt und über seinen Bart streicht, der wie das Unkraut auf seinen Tomatenfeldern wächst. Er nimmt kaum etwas wahr, weder die ihn leer trinkenden Mücken noch die ihn umwehenden Winde.

So wie keiner bemerkt, dass der gleiche Schatten, der sich unter die Augen von Anand legt, auch im Stuhl von Ravi sitzt. Nur Ramu sieht ihn, wie er Sri Devi und Dipa beim Kochen über die Schulter schaut, wie er an den Bücherregalen entlanghuscht, sie mit den Fingern streift und sich in Ravis Bett legt. Dieser Schatten ist dunkler als die Dunkelheit, sodass Ramu ihn sogar nachts auf dem Hausdach beobachten kann, während Anand schlafwandelt oder noch immer in seinem Stuhl irgendwo zwischen Wachzustand, Schlaf und Albtraum hin und her wippt. Greift Ramu nach dem Schat-

ten, fasst er ins Nichts, bekommt nur Kälte zu spüren. Aber manchmal, wenn es ganz leise wird, wenn kein Wind weht, wenn weder Hunde bellen noch Zikaden zirpen, kann er ein leises Rey Tammuðu vernehmen.

Trägt Ramu darum den Rest seines Lebens solch eine Wut in sich? Die Winde wissen es nicht, denn nur weil eine Palmkrähe sich auf den Ast einer Palme setzt, so sagen sie, und die Kokosnuss herunterfalle, heiße das nicht, dass sie es wegen der Krähe tue. Wenngleich Ramu aus irgendeinem Grund schon seit jeher wütend ist, wird er es jetzt jedenfalls umso mehr. Er ist wütend auf Dipa, weil sie Dipa ist und nicht Ravi, auf seinen Bruder, weil er ihn allein gelassen und seine Familie mit sich genommen hat, wütend auf seine Familie, weil sie ihm gefolgt ist, und wütend auf sich, dass er ihn überhaupt hat gehen lassen.

Vor allem ist er aber auf Ravis Tagebucheintrag wütend, den er findet, als er sein Zimmer durchstöbert:

Ich träume. Ich träume vom Meer. Von seiner Tiefe. Seiner Dunkelheit. Träume, wie es mich umarmt. Wie ich hineintauche. Dorthin, wo ich herkomme.

Ramu schwört sich, nie wieder in die Sterne zu blicken.

SPECKUNDACHTERWIND

Wo Stummelbart in Lonis Küche hing, ist nur noch ein Nagel zu sehen. Wo sich die Adolf-Hitler-Straße einst bog, verläuft jetzt die Karl-Liebknecht-Straße, und wo die Hermann-Göring-Schule stand, befindet sich jetzt die Dransker Dorfschule. Aus den alten Hakenkreuzfahnen näht man Schürzen, aus den Luftsäcken für die Schießübungen wird man Petticoats schneiden. Obwohl der Krieg vorbei ist, bleibt etwas von ihm, versteckt in den Ruinen, im Schutt und in den Schiffswracks. In den Erinnerungen, den Tränen und den Alpträumen. In den leeren Stühlen und Tellern der Väter und Söhne.

Bei den Urgroßeltern wird ein Ehepaar einquartiert, sie grüßen nicht und sprechen nicht viel, weder mit Loni und ihrer Familie noch miteinander. Wer den Krieg überlebt hat, kommt wie dieses Ehepaar auf langen, mühseligen Märschen und Fahrten aus Vorpommern, aus Ost- und Westpreußen, Ober- und Niederschlesien, Warthe- und Sudetenland. Diese Menschen, die weitaus mehr ausmachen als die Einheimischen, sind Umsiedler, denn Geflüchtete oder Geflohene wird es in Ostdeutschland nicht geben.

Diese Wochen klingen aber nicht nur nach Hochdeutsch, pommerischem Platt und Niederpreußisch, sondern nach dem Widerhall von Pferdehufen in der Nacht. Wenn die Kosaken die Türe eintreten, verstecken sich Marta und Bodo in der kleinen Kammer unter dem Esstisch und Teppich, während die Kinder beteuern, nichts vom Verbleib ihrer Eltern

zu wissen. In ihrer Angst sind sich Marta und Bodo wieder ganz nahe, zum Flüstern und Anfassen, zum gemeinsamen Beten und Hoffen nahe.

Dann wispert Marta: Ich kann dich nicht sehen.

Ich dich auch nich', entgegnet Bodo.

Gib mir deine Hand, sagt Marta, und Bodo tut es, erst zögerlich, dann sucht er nach ihr, berührt ihr Gesicht, ihre Pausbäckchen wie an dem Tag, als er ihren Hochzeitschleier hob, und für einen Moment sieht sie ein Leuchten aufzucken, hat das Gefühl, als wäre er wieder ihr Mann, der alte, der Schneider aus Stettin.

Kurz frage ich mich, warum Bodo genau so ein Leuchten hat wie Sri Devi, will die Winde schon fragen, ob ihnen nichts Besseres eingefallen ist, doch schon rufen die Kosaken über Bodo und Marta Vaaaater und suchen nach einem Mann für ihr Arbeitslager. Muuuutter, rufen sie und suchen nach einer Frau für ihre Feldbetten.

Auch Loni wird keiner finden. Zumindest denkt sie das, als sie mit ihrem übers Gesicht gezogenen Zauberumhang den Kosaken hinterherläuft, um aufzupassen, dass sie nichts stehlen. Bis einer der Kosaken stehen bleibt, sich umdreht und Loni den Umhang vom Kopf reißt. Vielleicht verrät sie das Knarzen der Dielen, vielleicht ihr Atem oder doch einer der Winde. Dass der Mantel aber überhaupt keine Unsichtbarkeit verleiht, das glaubt weder Wind Vāyu noch sie.

Niemals würde Bodo lügen.

Uuuuhr, Uuuuhr, schreit der Kosake sie an und durchsucht mit den anderen weiter die Wohnung, reißt Schränke auf, durchwühlt Schubladen, schmeißt Stühle um, zerbricht Familienbilder. Sie trinken Bodos Rübenschnaps, ziehen sich seine Krawatten um den Kopf und spielen die Kalinka mit

einem lachenden und die Katjuscha mit einem weinenden Auge auf seinem Klavier, singen von russischen Mädchen und fernen Apfel-, Birnen- und Kiefern bäumen. Irgendwann, wenn die Flaschen leer am Boden umherrollen, tanzen die Kosaken eingehakt im Arm und schießen mit ihrer Tokarew taktlos Löcher in die Decke.

Loni aber hört nur das Rascheln ihrer Fichten.

Dies ist zumindest die eine Geschichte, die andere will ich nicht hören. Wind Rudra aber hat kein Mitleid und erzählt, wie die Kosaken Marta doch finden, während Bodo sich andernorts versteckt. Wie sie sie am Haar hinter sich herziehen, ihr Rufen zu einem Wimmern prügeln, ihr Schreien mit Bodos Krawatte ersticken.

Dann stelle ich mir vor, Marta sei Prinzessin Draupadī, und wie Draupadī wird sie von Duḥśāsana am Haar in den Hof gezerrt. Und sie betet zu Hari Kṛṣṇa, sodass sich ihr Sari jedes Mal, wenn Duḥśāsana ihn von ihr reißen will, verlängert, Faltenwurf um Faltenwurf, bis ins Unendliche, bis Duḥśāsana erschöpft von ihr ablässt und Draupadī schwört, niemals wieder ihr Haar zu binden, bis zu dem Tag, an dem sie es in seinem Blut baden wird.

Leider gibt es auf Rügen keine Saris.

Genauso wenig will ich die Geschichte hören, wie sich der Krieg auch in Heinzis Zimmer schleicht. Abermals ist das Wind Rudra egal, er will rascheln und rauschen, damit jeder weiß, dass es ihn gibt. Der Krieg hat viele Gesichter, vernarbte, verbrannte, apathische, russische, deutsche, französische. Diesmal trägt er kein kosakisches, doch welches er stattdessen aufgesetzt hat, das kann ich nicht erahnen, zu dunkel ist es, nur der Mond wirft etwas Licht in das Zimmer.

Wenn alles still ist, bis auf ein ebenmäßiges Atmen und das Rauschen des Windes in den Bäumen vor dem geschlossenen Fenster, schleicht sich der Krieg an. Erst steht er einfach so da, unbewegt, beobachtend, sein Atem so ruhig wie der des Kindes, dann fährt er mit seinen langen Fingern unter die Bettdecke, schlüpft unter das Nachtgewand und tastet sich suchend über den jungen Körper. Man kann das unbewegte Weiß in Heinzis Augen erahnen. Sein Atem steht.

Los, zieh dich jetzt aus, flüstert der Krieg. Komm jetzt, zieh dich aus. Komm schon.

Heinzi wird diesen Satz niemals vergessen, wird ihn später manchmal einfach so vor sich hin sagen: Los, zieh dich jetzt aus. In der Arbeit wird er ihn sagen, beim Abwaschen, im Traum. Es wird Situationen geben, in denen es zu Missverständnissen kommt, da seine Frau den Satz hört, ihm Folge leistet, nur um zu erfahren, dass Heinzi in diesen Momenten der Sinn nach allem anderen als nach körperlicher Nähe steht. Der Satz ist in ihm, ganz tief, und manchmal wird er sich einreden, wenn er ihn nur oft genug sagt, wenn er ihn laut genug schreit, bekommt er ihn auf ewig aus sich heraus. Aber egal, wie oft und laut er ihn sagt, er findet immer zu ihm zurück.

Dieser Satz gehört nur ihm.

Warum erzählt ihr mir diese Geschichten?, frage ich die Winde.

Weil, sagt Vāyu, wir müssen, ergänzt Rudra.

Ihr müsst? Es gibt Dinge, über die man nicht sprechen kann, weil sie zu persönlich sind, zu schmerzhaft.

Gerade solches muss man manchmal erzählen, sagt Vāyu.

Damit wir den Menschen gerecht werden, denen sie widerfahren sind, fügt Rudra hinzu.

Ich bin nicht sicher, was ich von ihren Worten halten soll, höre ihnen aber dennoch zu, als sie sich wieder sanft in meinen Blättern wiegen.

Am Bug, wo einst die jungen Männer der Luftwaffe stationiert waren, sprengen Russen einen Fliegerhorst. Dort, wo Hitler einst am Nagel hing, hängt jetzt ein Mann namens Stalin – Loni nennt ihn den Schnauzer. Sie findet ihn nicht viel ansehnlicher als den davor, aber sie traut sich nicht mehr, ihrem Vater, der nicht mehr ihr Vater ist, zu widersprechen.

Der Schnauzer kommt aus dem Osten und meint, alle seien jetzt gleich, fast alle, denn er hat ein paar Freunde in seiner Partei, die wiederum ein paar Freunde haben, die sind etwas besser gleich. Und weil sie so gleich sind, brauchen sie die gleichen Uniformen, die ihnen Bodo näht, mit den Schulterklappen und den großen schillernden Knöpfen.

Dann gibt es jene wie Lonis Russischlehrer, die etwas schlechter gleich sind. Der tanzt mit den anderen am Dorffest und kokettiert mit den schönen deutschen Mädchen und trinkt schmackhaftes deutsches Bier und dreht sich zur lauten deutschen Volksmusik, und das Bier in seinem Kopf dreht ihn ein bisschen mehr, und er denkt sich ausnahmsweise, das Leben ist schön, bis jemand eine Pistole an seine Schläfe hält und sein Gehirn auf dem Tanzparkett verteilt. Die Tanzkapelle verstummt, der letzte Ton hängt schief in der Luft. Der Mann mit dem Schnauzer mag es nicht, wenn jemand etwas sagt, was er nicht sagen soll, selbst wenn der Lehrer mit der verdächtigen Brille nichts gesagt hat, es

könnte ja sein, dass er eines Tages etwas gesagt hätte oder dass er etwas dachte, was er nicht denken sollte.

Das Leben kann schön sein, aber es ist kurz in diesen Jahren, das weiß auch Lonis älterer Bruder Hans-Dieter. Denn der Krieg kommt auch in sein Zimmer, wenngleich verspätet, und bringt seine unsichtbare Wunde zum Bluten. Hans-Dieter kann das Blut sehen, es klebt überall, an seiner Kleidung, seiner Haut, seinen Händen, nur die anderen sehen es nicht.

Hans-Dieter wird zuckerkrank.

Wenn seine Geschwister Schokolade essen (was nicht allzu oft vorkommt), muss er zusehen, wie sich ihre Zähne braun färben. Es gibt keinen hässlich-schöneren Anblick für ihn. Bekommen sie Bonbons geschenkt (was noch seltener vorkommt), muss er das Lutschen, Schmatzen und Kauen hören. Seine Ohren kennen kein schmerzlich-wohlklingenderes Geräusch. Manchmal geht Loni verhüllt vom Zauberumhang zu ihrem Süßigkeitenversteck und findet in der Schokoladentafel eine Bissspur. Manchmal gibt Loni Hans-Dieter heimlich Süßigkeiten und sagt: Die darfst du nicht essen.

Nadeln durchlöchern Hans-Dieters Haut, Wunden wachsen drum herum. Sie spritzen ihm etwas, was sie Insulin nennen, was so aussieht und es doch nicht ist, denn Insulin gibt es im Osten nicht, das hat der Krieg gestohlen. Marta greift in ihr ungebundenes Haar und wünschte, er hätte von ihrer Milchsuppe gegessen, nur ein wenig, dann wäre er wie die anderen unsterblich, doch auch jetzt will er nicht.

Stummelbart hatte ihm gesagt, er müsse stark und tapfer sein, um für das Vaterland zu sterben. Heißt das, er muss es auch jetzt sein? Denn er ist weder das eine noch das andere,

hat Angst, im Dunkeln einzuschlafen, weil er nicht weiß, was die Dunkelheit birgt. Hans-Dieter siecht dahin, verschmiert sein Bettlaken mit unsichtbarem Blut und schläft ein.

Herr Pfarrer, helfen Sie mir doch bitte, sagt er, als er aufwacht und wieder einschläft.

Herr Doktor, bitte lassen Sie mich nicht sterben, ich bin doch noch viel zu jung, sagt er und schläft ein.

Und wacht nie wieder auf.

Loni sucht erst ihren Umhang, nimmt dann aber die Schuhe ihres Bruders und läuft zum Bauern, um sie einzutauschen. Der Plattenbeton klackert unter ihren Füßen, der Wind biegt die Bäume und Sträucher landeinwärts. Die Straße zieht sich, jedes Mal, wenn sie denkt, sie müsse da sein, zieht sie sich weiter, jedes Mal, wenn sie glaubt, es sei die letzte Kurve, biegt sich die Straße noch einmal. Bis sie irgendwann am unverputzten Hof ankommt und die Sachen mit dem alten, buckligen Bauern tauscht: ein Schuh für hundertfünfzig Gramm Griebenschmalz, fünfhundert Gramm Speck und acht Eier. Das macht dreihundert Gramm Griebenschmalz, ein Kilo Speck und sechzehn Eier für ein Leben. Obwohl das kein Leben war, nicht einmal ein halbes, vielleicht ein Viertel, mehr nicht.

Manchmal geht Marta unbemerkt zum Schrank, nimmt den Pullover ihres Sohnes heraus, legt sich die Ärmel um die Schultern und umarmt ihn. Doch die Umarmung ist leer, nur ein Geruch hängt im Pulli, eine Erinnerung. Sie legt ihr Gesicht hinein und weint.

Ihre Tränen liegen weich.

Zwar kommt der Westen zu spät für Hans-Dieter zu ihnen, aber immerhin: Er kommt. Nicht nur in den Geschichten, die man sich erzählt, sondern in Paketen, die der Onkel schickt. Für Marta ist der Westen eine Nylonstrumpfhose mit grober Naht auf der Rückseite. Für ihre Kinder schmeckt er süß und riecht nach Schokolade und Apfelsinen, langsam wird er genossen, jeden Tag bloß ein bisschen, am besten nur gelutscht, damit er bis zum nächsten Nachschub reicht. Loni legt sich eine Orange neben das Bett und riecht daran. So muss es im Westen duften, denkt sie sich und träumt sich davon.

Bis irgendwann die Orange verfault.

Es wird nicht lange dauern, bis sie den Orangen entgegenreisen, ihrem Duft, ihrer Spur aus Schalen hinterher. Bis dahin müssen sie sich mit Heringen zufriedengeben, Heringen, die es eigentlich nicht gibt, die nur der Schnauzer in einem leeren Fass findet, und was der Schnauzer findet, das gibt es auch. Das ist illegal, brüllt er fast so laut wie Vater Ramu, wirft Bodo erneut ins Gefängnis und nimmt ihnen ihr Gasthaus, ihre Betten und Schränke. Er nimmt ihnen die Vorhänge, die Bodo selbst genäht, die Lichter, mit denen er den Speisesaal drapiert, die Bar, an der er den jungen Frauen und Männern einen Schnaps nach dem anderen ausgegeben hat.

Der Mann mit dem Schnauzer verkündet, das sei jetzt Allgemeingut, es gebe keine Kapitalisten mehr. Jetzt gehört allen alles, was so viel heißt wie, jedem gehört nichts. Der Mann mit dem Schnauzer steckt Marta und ihre Kinder mit anderen ahnungslosen Familien in einen Güterzug und fährt sie irgendwo aufs Land, wo sie den Bauern den Acker umgraben helfen.

Bodo lernt indes im Gefängnis das Fluchen, erst leise und dann, als er wieder draußen ist, laut. Er ist nicht nur Ausdruckskünstler und verkündet Sozi-Fratzengulasch-Kozi oder stalinistischschäbiger Schnurrbart-Scheißer, sondern er ist auch Langstreckenschimpfer: Verdammte-Scheißdrecks-scheißkommunistisch-lumpige-Halunken-und-Schurkenschweine. Er verflucht sie wie Elefantengott Gaṇeśa einst den Mond, nur dass Stalin, anders als der Mond, nicht im Entferntesten daran denkt, sich zu entschuldigen.

Jeder weiß, dass der Mann mit dem Schnauzer so etwas nicht gerne hört. Und weil das Dorf Bodo schon seit seinem ersten Gefängnisaufenthalt aus dem Augenwinkel beäugt, beschließt er, mit seiner Familie zu fliehen. Wohin, weiß er noch nicht, das ist manchmal nicht so wichtig, solange man weiß, von wo man unbedingt wegwill. Wie in so vielen Epen vor ihnen werden sie ins Exil gehen. Davor aber näht Bodo Heinzl das letzte Geld, das er besitzt, in die Jacke, tausend Mark unter die Achsel, ein paar Hundert auf die Brust.

Etwas Wertvolleres hat Bodo niemals gestickt.